

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 4

Artikel: Illegal in Zürich
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illegal in Zürich

Von * * *

Illustration von H. Tomamichel

Die politischen Anschauungen des Verfassers des nachfolgenden Tatsachenberichtes sind nicht die unsern. Wir veröffentlichen die Aufzeichnungen ausschliesslich als ein Zeitdokument.

Die andere Welt

Der durchschnittliche Schweizerbürger trägt seine Papiere achtlos und selbstverständlich in der Briefftasche. Vielleicht ruhen sie dort, ohne dass er sie während langer Monate auch nur ein einziges Mal auseinanderfaltet; der Schrif-

tenempfangsschein, das Dienstbüchlein, der Auslandpass, vielleicht auch eine Stempelkarte. Er geht gemessen durch die breiten, sauberen Strassen Zürichs, durch die verwinkelten Gassen der Altstadt, ohne einen Gedanken an die Aus-

weispapiere und ihren Wert. Er hat das Gefühl völliger Sicherheit, absoluten Geborgenseins. Er hat nichts verbrochen. Er ist da, er darf da sein — keine Macht der Welt kann ihm seine Existenz verbieten.

Irgendein belangloses Vorkommnis auf der Strasse: « Wer sind Sie? Weisen Sie sich bitte aus! Ich bin Detektiv der Stadtpolizei. » Du langst zur Briefftasche, zeigst deinen Schriftenempfangsschein mit Selbstverständlichkeit, redest vielleicht ein paar Worte Züridütsch und — der Detektiv nimmt sich nicht einmal mehr die Mühe, in die vorgewiesenen Schriften Einsicht zu nehmen. Du bist legitimiert. Dein Dialekt besorgte das. Vielleicht passiert dir das einmal in zehn langen Jahren oder — es tritt in deinem ganzen Leben überhaupt nichts Derartiges an

dich heran. Nie kommt dir der Gedanke, dass es noch ein anderes, ein kleines, ein unterirdisches Zürich gibt: das Zürich der Illegalen, das Zürich derer, die nicht da sein dürfen und von denen du nur hin und wieder ein paar Zeilen in den Nachrichten der Bundes- oder der Stadt- und Kantonspolizei in der Tagespresse liest. Einer von diesen Illegalen stellt sich heute den Lesern vor.

Wie war das doch heute? Du gingst durch die Langstrasse, wartetest auf den Omnibus am Helvetiaplatz. Da stand ein junger Mann in den zwanziger Jahren: ein Erwerbsloser vielleicht, einer, den die Krise zum « Feiern » zwingt. Der Erwerbslose sah öfter nervös auf seine Uhr, verglich sie mit der Uhr an der St. Jakobskirche. Ein anderer trat zu ihm, sagte: « Salü, Köbi! » Du hörtest, wie sich der

Eine der kommunistischen Broschüren, die illegal über die deutsche Grenze geschmuggelt werden. Die ersten Seiten zeigen einen harmlosen Text, der den oberflächlichen Betrachter irreleiten soll.



den Faschisten
 en nach dem
 die Demo-
 Kartothe-
 en sozial-
 len bür-
 I unter
 n der
 eipräsident
 nach dem 28.
 oizeipräsident von
 es die Interessen des
 deswegen nicht nur unbe-
 on den Nationalsozialisten. Er
 ein ruhiges und beschauliches Da-
 ihn für seine Dienste wie einen der
 se, der seinen klingenden Lohn dafür emp-
 en, erhalten noch eine ganze Reihe solcher
 scher Führer ihre Belohnung dafür, daß sie
 unter dem Deckmantel der Demokratie vom November
 and der Reichen vor der proletarischen Revolution zu
 vor allem empfangen sie von Hitler diesen Lohn als Dank da-
 den ganzen Machtapparat zum Schutze der Reichen unter dem
 antel der Demokratie gebrauchsfertig erhalten haben. Dazu gehört

zuerst Wartende auf Schriftdeutsch vernehmen liess: «Mensch, Hans, hab ich auf dich gewartet! Kommst ja zwei Minuten zu spät, ich dachte schon . . . » Der mit Hans Angeredete sah sich unauffällig forschend um, zwinkerte dem andern mit den Augen zu, redete etwas vom schlechten Wetter. Die beiden gingen ein wenig weiter, unterhielten sich leise. Du beachtetest sie nicht, sahst nicht, wie sie sich «zufällig» so aufstellten, dass der eine beim Sprechen das Ende der Langstrasse zum Helvetiaplatz hin überblicken konnte, während der andere das entgegengesetzte Ende der Strasse und die von dorthernahenden Passanten musterte. Und als sich die beiden zum Abschied die Hand reichten, sahst du nicht, wie ein Papierehen die Hand wechselte, das der Empfänger beim Weitergehen unauffällig las und dann in viele kleine und kleinste Fetzen zerriss und spielerisch den Winden übergab.

Ahnungslos warst du soeben Zeuge einer Szene aus einer Welt, von deren Existenz du nichts weisst. Da hatten zwei Zürcher Illegale, zwei deutsche Emigranten, einen «Treff». Auf solchen «Treffs» beruht ihr ganzer politischer Zusammenhalt, ihre unterirdische politische Tätigkeit.

Ein solcher Illegaler bin ich. Drei Jahre des Gehetztseins liegen hinter mir. Ich beginne mit einigen Tagebuchnotizen, die ich, kurz nach meiner Ankunft in der Schweiz, schrieb.

Die Flucht

««Basel, den 28.12.1933. Frei! — Bergelasten fallen von der Seele. Die Grenze des Dritten Reiches liegt hinter mir. Die Hetze hat ein Ende.

Wie alles kam? Am Morgen nach dem Reichstagsbrand gelang es der S. A. gerade noch vorbei, mich aus meiner Wohnung im Hamburger Hafenviertel heraus in «Schutzhaft» zu verschleppen. Hausbewohner warnten mich, nach Hause zu kommen, liefen durch halb Hamburg,

um mich endlich aufzugabeln. Mitten aus der Arbeit für die Wahlen vom 5. März 1933 tauchte ich in die tiefe Illegalität des Dritten Reiches unter. Ich wurde deutscher Illegaler, arbeitete für die unterirdische Bewegung, schlief hier eine Nacht und dort eine, an anderer Stelle wieder zweimal, dreimal, immer bei Gesinnungsfreunden, teilte ihre kärglichen Mahlzeiten, hörte wochen- und monatelang nichts von meiner Familie, schlüpfte öfter wie durch Zufall durch die sich schon zusammenziehenden Maschen des Netzes der Polizei, entkam glücklich nach Hannover, so dass die Gestapo nur mehr mein leeres, schon kalt gewordenes, letztes Hamburger Nest ausnehmen konnte.

Während langer Wochen verliess ich mein illegales Quartier in Hannover nicht. Mein Gesicht wurde grau und fahl. Drückende Ungewissheit nahm die innere Ruhe. Schliesslich verschaffte mir die illegale Rote Hilfe Deutschlands die Möglichkeit zu emigrieren. Es war ein langwieriges Herstellen, Zerreißen und Wiederknüpfen der notwendigen Verbindungen.

Jetzt, Ende Dezember, in der Zeit «zwischen den Festen», sei es für mich am leichtesten, mich aus Deutschland zu entfernen, meinte der hannoversche Rote-Hilfe-Funktionär, der meine Emigration in die Wege leitete. Er gab mir eine Fahrkarte nach Lörrach in Baden, dem deutschen Grenzort bei Basel. Bei Konrad Huber an der X-Strasse 14 sollte ich mich melden: «Ich komme vom Kölner Alexander, um über das Maskenfest im Februar zu sprechen.» Alles andere würde dann schon in Gang kommen. Konrad Huber würde mich sicher in die Schweiz bringen.

Konrad Huber empfing mich gestern vormittag sehr kühl und misstrauisch. Er begriff nicht recht, was ich wollte. Als wir die Wohnung an der X-Strasse in Lörrach betreten hatten, taute er schliesslich auf. Zu meiner lebhaften Überraschung holte er eine Photographie von mir, verglich sie und murmelte vor sich

hin: «Es stimmt dann schon.» Die Photo müssen sich die hannoverschen Genossen durch Vermittlung der Hamburger von meiner Frau verschafft und nach Lörrach geschafft haben, um mich zu legitimieren.

Konrad Huber sprach in einem Ton, gegen den es keinen Widerspruch gibt: «Du wirst diese Wohnung nicht mehr verlassen. Ich erledige alles. Ich gehe jetzt gleich nach Basel, besorge einen Grenzschein, der für dich passt. Morgen gehst du in die Schweiz.»

«Was für einen Grenzschein?»

«Ach so, du kennst das nicht. Die Schweiz gibt sogenannte Tagesscheine für den nahen Grenzverkehr aus. Wenn du einen solchen Schein hast, brauchst du keinen Pass. Er hat auch den Vorteil, dass keine Photo drauf ist, nur eine allgemeine Personalbeschreibung. Das Alter muss natürlich ungefähr stimmen. Wie alt bist du?»

«Neununddreissig.»

«Hm, könntest auch als fünfundvierzig gelten. Du musst also einen Schein von einem Basler Genossen haben, der im Alter zwischen Ende Dreissiger bis Mitte Vierziger steht.»

Konrad Huber betrachtete mich genau. «Grösse — etwa 170 Zentimeter, Augen blau, Haar kastanienbraun, Gesicht oval, Nase gewöhnlich. Besondere Kennzeichen — keine. Also ich besorge die Sache.»

Nach ein paar Stunden kam er wieder. «Es ist noch schwierig. Aber heute abend ist der Schein hier. Ein Basler geht zur Polizei und holt ihn für sich. Er wird dann rübergebracht und du gehst morgen mittag, wenn der nahe Grenzverkehr am stärksten ist, auf den Schein nach Basel rein, während der Schweizer schon heute abend wieder auf seinen regulären Pass in die Schweiz zurückkehrt. Verstanden?»

«Ja, aber...»

«Keine Aber, Genosse! So wird's gemacht.»

«Aber sieh doch, was bei mir auf dem Spiele steht. Es geht letzten Endes ums

Leben selbst. Ich habe keine Ahnung vom nahen Grenzverkehr.»

«Ach was», erwiderte Konrad Huber, «wir machen's mal so, mal wieder anders. Alles muss ausprobiert werden. Und so, wie wir es mit dir machen, haben wir's schon mit vielen mit Erfolg gemacht. Du kannst dich in Lörrach einfach aufs Tram setzen und fährst nach Basel. An der Grenze zeigst du der Passkontrolle ganz nachlässig, wie wenn es etwas Alltägliches für dich wäre, deinen Tagesschein. Fertig. Dann bist du in der Schweiz in Sicherheit. Das weitere weisst du ja vom Kölner Alexander — oder? Wohin sollst du gehen?»

«Nach Zürich.»

«Also schön. Zunächst aber gehst du zur Anlaufstelle in Basel, zu Gottlieb Vögeli, Schlossgasse 3. Merke dir die Adresse. Da wirst du vielleicht eine Nacht bleiben müssen. Du kannst auch zum Bläsitor gehen, zur Basler Roten Hilfe. Hat dir denn der Kölner Alexander Geld zur Fahrt nach Zürich gegeben?»

«Er gab mir ausser der Fahrkarte noch 10 Mark. Das wird doch reichen?»

«Natürlich.»

Es klappte alles, wie es Konrad Huber gesagt hatte. Am Abend brachte ein Basler Genosse, der einen mir unverständlichen Dialekt sprach, einen Tagesschein zum einmaligen Grenzübertritt. Nun war ich also fürs erste der Schweizer Bürger Erich Schmid, Schlosser, geboren am 10. Juli 1891 zu Sissach, wohnhaft in Basel, Wanderstrasse 11. Stundenlang brachte ich damit zu, mir meine neuen Personalien so fest einzuprägen, dass ich sie bei etwaiger Befragung an der Grenze wie aus der Pistole geschossen nennen konnte. Dennoch war ich auf alles gefasst, als ich mich nach eintägiger Stubenhaft, während derer ich mich jedesmal, wenn es bei Konrad Huber läutete, im Schrank verkroch, am nächsten Mittag in Lörrach aufs Tram setzte, um nach Basel zu fahren. Wie wenn ich es als eine unwillkommene Störung beim Zeitungslesen empfände, wies ich auf Verlangen der deutschen Passkontrolle

den Grenzschein vor. Mir war es, als ruhe einen Augenblick ein misstrauischer Blick auf mir. Einbildung? Wahrscheinlich. Sie suchen ja doch Tausende. Und wenn sie ein Bild von mir haben, so kann es nur ein altes Bild mit glattrasiertem Gesicht sein, während ich jetzt Schnauzbart, Koteletten und eine « Intelligenzbrille » mit gewöhnlichem Glas trage. Das entstellt recht stark.

Nach kurzer Zeit und lässiger Kontrolle des Tagesscheins an der Schweizergrenze befand ich mich ausserhalb des Machtbereiches der deutschen Geheimen Staatspolizei. Aber diese kurze Zeit zog eine scharfe Grenze zwischen meinem Vorhin und Jetzt, eine Grenze, über die es kein Zurück gibt. Und jetzt sitze ich in der Wohnung des Basler Genossen Gottlieb Vögeli, Schlossgasse 3, und versuche, mir das, was mich schier erdrückte, von der Seele herunterzuschreiben. »»

Soweit meine Tagebucheinträgen vom 28. Dezember 1933.

Der Empfang

Ich reiste, wie oben geschildert, am 28. Dezember 1933 in die Schweiz ein. Ich weiss, dass ich die Schweizer Grenzbehörden betrog. Aber diese Täuschung musste sein. Unstet und flüchtig, sind wir gezwungen, uns unsere Grenzübergänge zu erschleichen, wie es eben geht. Die einen von uns gelangen auf die beschriebene Art in die Schweiz. Andere Emigranten wieder werden von Stellen, die eigens zu einer Art Menschenschmuggel eingerichtet wurden, auf verhältnismässig wenig begangenen Grenzwegen in die Schweiz gebracht. Noch andere — es handelt sich aber fast nur um die « ganz hohen Parteitiere » oder um aussergewöhnlich gefährdete Emigranten — reisen auf einen falschen Pass über die Grenze. Für diese falschen Pässe gibt es zwei Hauptmacharten. Die erste ist folgende: durch Verbindungen zu deutschen Polizeistellen oder aber durch verwegene Einbrüche werden reguläre deutsche Passformulare

besorgt, die dann ausgefüllt und mit den notwendigen gefälschten Stempeln versehen werden. Mit solchen falschen Pässen ist es durchaus möglich, Ein- und Durchreisevisa bei den ausländischen Konsulaten zu bekommen. Oder aber es handelt sich um einen für einen andern von der Polizei ausgestellten Pass, dessen oberflächliche Personalbeschreibung sowie Altersangabe genau oder annähernd auf denjenigen zutreffen, der aus Deutschland emigrieren muss. Der Flüchtling reist also auf den Pass eines andern, in dem nur das Bild ausgewechselt und der Teil des Stempels, der sich auf dem Bild befand, peinlich genau abgezogen und auf das Bild des falschen Passinhabers übertragen wird.

«« Zürich, den 30. Dezember 1933. Gestern kam ich in Zürich an. Die Anlaufstelle, die mir schon der « Kölner Alexander » in Hannover nannte, war Heinrich Stutz in Zürich-Wiedikon. Heinrich Stutz empfing mich mit äusserstem Misstrauen. Er hätte vom « Kölner Alexander » wohl mal etwas gehört, aber das sei schon vor langen Monaten gewesen. Heinrich Stutz brachte mich zum Rote-Hilfe-Bureau an der Josefstrasse 148. Der Sekretär mass mich mit höhnischen Blicken und erklärte mir, so einfach sei es nicht, als deutscher Emigrant zu gelten. Eine Anmeldung sei für mich nicht eingetroffen. Bis alles genau überprüft und festgestellt sei, ob ich nicht etwa Gestapoagent sei, werde ich mir Verschiedenes gefallen lassen müssen. Die Rote Hilfe sei nur zur Unterstützung tatsächlicher deutscher Emigranten da. Ich wollte schon aufbrausen, von Konrad Huber in Lörrach und von Gottfried Vögeli in Basel erzählen, als aus dem Nebenzimmer ein junger Genosse trat, den der Sekretär mit Werner anredete. Werner gab sich als deutscher Emigrant zu erkennen und begann, während er mir einen vervielfältigten Fragebogen reichte, ein strenges Verhör mit mir. Ich beantwortete seine Fragen nach bestem Wissen und Gewissen, begegnete aber, je

länger desto mehr, einem mit Misstrauen gepanzerten und dazu noch höhnischen Gesicht.

« Du kannst doch kein Parteibuch von mir verlangen », sagte ich schliesslich, « ich war drüben seit dem Reichstagsbrand illegal. »

« Kann jeder sagen. Wo ist denn deine Avisierung? »

« Der Kölner Alexander . . . »

« Kann längst hochgegangen sein. Verrat, Folterung, Teilgeständnis — was weiss ich?! Dokumentarische Beweise brauchen wir von dir. »

« Aber die sollten doch schon hier sein. »

« Wir haben nichts bekommen. »

So ging es hin und her. Zwei junge Leute betraten den Raum. « Durchsucht den mal! » sagte Werner, « er will ein neuer Emi sein. Und dann photographieren! Ist ein ganz dunkler Fall. »

Ich protestierte, wurde aber ins Hinterzimmer der Roten Hilfe geschleift, dessen Fenster auf den Hof hinausgeht. Man spannte eine helle Leinwand auf, stellte mich daran und photographierte mich von vorn und im Profil. Dann zerrten mir die beiden jungen Leute, deutsche Emigranten, die Kleider vom Leibe und begannen sie genau zu untersuchen. Unglücklicherweise trug ich noch einige Aufzeichnungen bei mir. Die beiden stürzten sich auf das « Spitzeldokument », als wenn sie mich als Mitglied der Leibstandarte Adolf Hitlers entlarvt hätten und brachten es triumphierend Werner, der hochweise bemerkte: « Aha, er schreibt seine Berichte! Na, das Bürschchen werden wir uns mal genauer ansehen. » »

So wie es in diesen Aufzeichnungen vom 30. Dezember 1933 steht, geht es allen, die neu in die Emigration eintreten. Ich hatte es damals schwer, zu beweisen, dass ich — ich bin. Nicht immer klappt die Verbindung der illegalen deutschen Rote-Hilfe-Stellen zur Roten Hilfe des Emigrationslandes so, dass der Flüchtling schon an der Anlaufstelle erwartet wird.

Viele Fälle des Eindringens von Gestapospitzeln und sonstigen unlauteren Elementen in die Emigration machten eine Überprüfung neu ankommender Emigranten — « Emis », wie man in eingeweihten Kreisen abgekürzt sagt — auf Herz und Nieren notwendig. Dazu kommt noch die « Spitzelpsychose », die den Emigranten fast mit derselben Gewissheit packt wie den Gefangenen, der lange in Einzelhaft sass, die « Haftpsychose ».

Infolge einer Bummelerei blieben die Mitteilungen der deutschen illegalen Organisation über mich lange Zeit in Lör-rach und Basel liegen. Meine Identifizierung erfolgte erst etwa drei Wochen nach der Ankunft in Zürich und damit mein Einzug in den Kreis der Eingeweihten, in die illegale Zürcher Emigration.

Zerstörte Illusionen

Der « Neue » kommt im allgemeinen mit ungemein illusionären Vorstellungen in die Emigration. Er glaubt, alles Schlimme überwunden zu haben. Um so mehr, wenn er gerade in die Schweiz fliehen kann, in das traditionelle Land der Emigrationen.

Das besondere Elend der deutschen Emigration war, dass sie mit der Krise zusammenfiel, die auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schweiz erschütterte. Aus inneren Verhältnissen heraus konnte sich so die Schweiz nicht mehr den « Luxus » einer neuen Emigration, die vielleicht neue Unruhe mit ins Land brachte, leisten.

« 2. Januar 1934. Heute traf ich den Emigranten Fritz auf dem Rote-Hilfe-Bureau. Fritz fasste, obwohl er wusste, dass ich noch nicht legitimiert bin, Vertrauen zu mir. Er sagte, die deutschen Emigranten seien fast ausnahmslos schwarz in Zürich. Man bekäme doch nur zwei oder drei Monate Aufenthaltsgenehmigung, dann müsse man wieder verschwinden. Was nützen uns aber die

paar Wochen Hiersein angesichts der dunklen Perspektiven in Hitler-Deutschland? Fritz erklärte, man würde während der Zeit, da man hier geduldet wird, häufig auf die Polizei vorgeladen (Kreisbureau, Fremdenpolizei, Kantonspolizei in der Kasernenstrasse). Dabei würde man nur vielen Deckeln (Detektiven) bekannt, so dass man später Schwierigkeiten hätte, schwarz in Zürich zu bleiben. Die Rote Hilfe erkenne den Emis gegenüber diese Schwierigkeit auch an, dringe aber darauf, dass sie sich polizeilich melden. Sie begründet das so: « Wir sind für das Asylrecht, können aber dafür nur kämpfen, wenn auch offiziell Emigranten da sind. Also müsst ihr um Aufenthaltsgenehmigung nachsuchen. »

Fritz selbst ist schwarz hier. Er riet mir dringend, ebenfalls schwarz hierzubleiben. Ich werde das auch tun. Irgendwo muss man ja schliesslich sein. Und wenn man nirgends sein darf, muss man eben trotzdem da sein.

Ein kleines Intermezzo hatte ich mit Fritz ebenfalls. Weil wir uns gut verstanden, fragte ich ihn, aus welcher Gegend Deutschlands er stamme. « Das geht dich nichts an », antwortete er mir. Ich müsse mich schon an die Illegalität gewöhnen. Die sei ähnlich wie im Dritten Reich, nur nicht ganz so gefährlich. Kein Emigrant kenne den andern, jeder hätte seinen Decknamen, meist irgendeinen Vornamen: Anton, Herbert, Ewald, Paul II., Ernst. Die Decknamen würden von Zeit zu Zeit gewechselt. Man dürfe nie zu vielen Menschen unter einem Decknamen bekannt werden. Ich bin also von heute ab der Köbi. Das ist Jakob auf Schweizerdeutsch. Ich habe mich doch recht schnell in mein neues Milieu eingelebt, nicht wahr? »»

Fast immer weilen vierzig, fünfzig, siebzig, ja manchmal bis zu hundert Emigranten schwarz in der alten Stadt an der Limmat. So viele Menschen wollen irgendwo schlafen, ein paarmal am Tage essen — sie wollen gekleidet sein, hundert kleine Bedürfnisse erfüllen, die zum

menschlichen Leben gehören. Das ist schon zu normalen Zeiten schwer. Es ist doppelt schwer in der Krise. Es ist ja doch so, dass fast alle Emigranten nur gerade das nackte Leben über die Grenzen retteten. So bemühen sich die einzelnen Flüchtlingshilfsstellen, den Emigranten zu helfen. Da gibt es die Rote Hilfe, die sozialdemokratische Flüchtlingshilfe und auch andere überparteiliche Hilfskomitees. Ich spreche im folgenden ausschliesslich von der Tätigkeit der Roten Hilfe auf diesem Gebiet.

Shakespeare lässt König Lear irgendwo sagen:

« Gebt ihr dem Menschen nur, was nötig ist,

So gleicht des Menschen Leben dem des Viehs. »

Das Leben eines deutschen Emigranten ist wesentlich schlechter als das eines Tieres; ihm gibt man nicht einmal das «was nötig ist». Nicht aus bösem Willen, sondern aus Unvermögen, auf die Jahre hinaus wirksame Hilfe zu leisten.

Der Uneingeweihte glaubt, dass die Gesinnungsgenossen im Auslande die Emigranten mit offenen Armen aufnahmen. Das war vielleicht in den allerersten Wochen und Monaten der deutschen Emigration der Fall. Damals war die deutsche Emigration etwas Neues. Man stellte sich schützend vor die glücklich entkommenen Opfer. Heute hat sich das alles geändert.

Das Schlimmste ist, dass auch unsere eigenen, unfähigen, hohen Parteitiere nicht weggewählt werden können, denn sie sind nach dem autoritären Prinzip unwiderruflich von oben eingesetzt.

Der Kampf ums nackte Leben

Es hat Zeiten gegeben, wo die Emigranten in Zürich selbst die Fürsorgeabteilung der Roten Hilfe übernahmen. Die Emigranten wurden auf alle Stadtkreise aufgeteilt, um alles zur Verfügung stehende sichere oder nur halbwegs zuverlässige Adressenmaterial zu bearbei-

ten. Nie endete die Jagd nach neuen Adressen . . . Wo schlafen? Wo essen und trinken? Es war jedesmal eine Erlösung, wenn nach stunden- und oft tagelangem Suchen und Herumrennen wieder einmal eine Schlaf- oder Mittag- oder Nachtessenstelle auf wenige Tage für einen Emigranten festgemacht werden konnte. Die Knappheit an hilfsbereiten Gesinnungsfreunden zwang oft dazu, die Flüchtlinge länger als ursprünglich vereinbart an einem Ort zu belassen. Deshalb glaubten die Leute es nicht mehr, wenn man ihnen sagte, sie möchten doch auf zwei oder drei Tage einen Emigranten zum Schlafen oder zum Essen nehmen. Sie fürchteten, den Emigranten nie wieder loszuwerden.

Es war immer so, dass die Wohlsituiertesten die meisten Ausreden hatten.

Die Frau eines hervorragenden kommunistischen Parteifunktionärs in Zürich erklärte Leuten, die einen Emigranten beherbergten, sie könnten und würden sich wohl eine Dreizimmerwohnung mieten, aber dann würde man sie zwingen, einen Emigranten aufzunehmen, deswegen hätten sie nur eine Zweizimmerwohnung! Ein anderer obdachloser Emigrant wurde bei der Quartiersuche von den « Genossen » darauf hingewiesen, dass die Chaiselongue noch ziemlich neu sei und dass deswegen niemand darauf schlafen dürfe. Auf das Angebot des Betreffenden, für sich auf dem Fussboden zu betten, sagte der Befragte: « Nein — und dann wollen wir eben für uns allein sein. »

So leben wir illegalen Emigranten in Zürich: Hier schlafen wir eine Nacht, dort werden wir zwei, drei Nächte geduldet. Unsere persönliche Freiheit ist restlos dahin. Überall sind wir gezwungen, uns an die widersprechendsten Verhältnisse anzupassen.

Leute, die nie und nimmer « Heil Hitler! » sagten und sagen, Leute, die jeder Folterung in den Gestapokellern und in den Höllen und Bunkern der Konzentrationslager standhielten, werden in

der Emigration mäuschenstill und tun, als hätten sie nichts gehört, wenn der Hausvater im Zimmer nebenan vor sich hinflucht: « Wenn ich den Siech doch bloss wieder aus meiner Wohnung heraus hätte! » Und weiter geht die endlose Jagd um das erbettelte Lager auf einem schmalen Sofa, auf dem man sich die Glieder zerquetscht und am Morgen zerschlagen aufwacht, oder um das harte, primitive Lager, das man schnell auf dem Fussboden der Wohnung bereitete. Weiter, immer weiter . . . Und je mehr Jahre ins Land ziehen, je hoffnungsloser die Lage der deutschen Emigration wird, desto mehr Quartiere werden von der Polizei aufgedeckt, und um so geringer werden die Möglichkeiten, das nackte Leben zu fristen.

Wie mit Schlafgelegenheiten, werden die Emigranten auch mit unentgeltlichen Eßstellen versorgt. Tagtäglich beginnt das ewige Rennen durch das weite Zürich von einem Stadtende in das entfernte andere aufs neue. Hier geht es nicht — und dort nicht. Gar mancher deutsche Emigrant irrte schon wochenlang durch Zürichs Strassen, ohne zu wissen, wo und ob er die nächste Mahlzeit würde einnehmen können. Hunger reisst im Magen, in den Gedärmen.

Wir machen keinen Gang über die Strasse, auf dem wir nicht das Gefühl hätten, ein Deckel sei auf unserer Spur. Wir blicken uns unauffällig um, wo wir auch gehen, überqueren die Strassen nur im rechten Winkel, um stets genau feststellen zu können, wer hinter uns geht, sehen in diesem, in jenem harmlosen Passanten « mit absoluter Gewissheit » den Detektiv, benützen Schaufensterscheiben oder parkende Autos unauffällig, um in ihrem Spiegel ein Stück der Strasse zu beobachten, auf der wir gerade gehen, wählen lange Umwege zu einem bestimmten Ziel, um etwaiges « Ungeziefer » (Verfolger, Detektive) « abhängen » zu können, vernichten möglichst jede aufgeschriebene Adresse, die uns durch die Hände geht, um sie nicht zu gefährden, falls wir gerade heute hoch gehen sollten.

Das verlorene Ich

Ich habe jetzt fast drei Jahre Illegalität in der Emigration hinter mir, musste die willige und noch öfters widerwillige Hilfe von Hunderten von Familien in Anspruch nehmen. Nie mehr nannte ich in dieser Zeit einen Raum mein eigen. Nie kam ich, ausser auf der Strasse, zum Alleinsein mit mir. Kinderlärm in den Wohnungen, Familienstreit, die entgegengesetztesten Gewohnheiten um mich herum. Hier durfte ich mich kaum auf einem Stuhl rühren, weil er vorzeitig abgenutzt werden konnte. Dort wieder lebte ich in einem völlig verliederlichten Haushalt, alles musste ich wortlos ertragen, um nur noch einen oder zwei Tage länger bleiben zu können. Niemals fragte man mich, ob ich dies oder jenes essen möchte. Nie war ich auch nur ein wenig Herr meiner Zeit. Darüber verfügten die Leute, die mich aufnahmen. Irgendein Entgelt muss sein. Hier besteht er in einer Zwangsunterhaltung, dort vielleicht in dem oft auch zur Bedingung der Aufnahme des Emigranten gemachten Zwang, tausend Dinge im Haushalt zu verrichten: Geschirr abwaschen, Kartoffeln schälen, Salat waschen, einkaufen gehen, Teppiche klopfen, kleine Kinder warten, ganze Wohnungen reinigen, Holz hacken, Gartenarbeit verrichten. Ich musste dankbar sein, wo man mir Schlafquartier gab, wo ich zu Mittag ass, und schliesslich dort, wo ich mein Nachtessen einnahm. Und letztendlich bei fast allen den Leuten, die je einmal in der Vergangenheit etwas für mich taten... In Altstetten und in Wollishofen, in Albisrieden und am Zürichberg, am Albisgütli und in Höngg und Oerlikon. Der Tag hätte lang sein müssen wie eine Woche, um diesen Dankespflichten genügen zu können.

Auch Seife, Rasierzeug, Zahnbürste und Zahnputzmittel, Briefporti, Schreibmaterial, Rauchtabak und viele andere Kleinigkeiten gehören zum Leben. Die Rote Hilfe wollte den Emigranten zur Bestreitung derartiger Bedürfnisse ein

wöchentliches Taschengeld von zwei Franken zahlen. Es blieb fast immer beim guten Willen. Wenn die zwei Franken pro Nase ernstlich gezahlt werden sollten, war niemals Geld vorhanden. Die Krise untergrub auch die finanzielle Existenz der Roten Hilfe. Wurden einmal wirklich zwei Franken gezahlt, so vergingen oft viele Wochen, ehe es wieder einmal dieselbe «Summe» oder auch nur einen Franken gab. Oftmals setzte diese einzige finanzielle, praktische und unmittelbare Fürsorge der Roten Hilfe als Organisation auf lange Monate hinaus gänzlich aus. So kommt es, dass ein illegaler deutscher Emigrant kaum den allerkleinsten Schritt selbständig tun kann.

Hier und da gibt es Gutscheine. Wenn dem Emigranten keine Eßstelle zugewiesen werden kann, so kommt es vor, dass dem Hungernden ein Gutschein für ein Essen im Restaurant gegeben wird. Dieser Bettel in Geschäften ist aber noch widerlicher als die private Bettelei. Man betritt das Restaurant, fragt nach dem Wirt, erklärt ihm das Anliegen unter Vorzeigung des Gutscheines der Roten Hilfe, wird dann irgendwo, möglichst weit von den andern Gästen entfernt, placiert und bekommt in vielen Fällen Reste, die einem deutlich genug zeigen, dass man kein zahlender Gast ist. Vielleicht erklärt einem der Wirt des Lokals auch noch, er gäbe der Roten Hilfe einige Gutscheine, die aber nicht so schnell aufgebraucht werden dürften — vor ein paar Tagen sei erst ein Emigrant da gewesen, in so schneller Aufeinanderfolge ginge das einfach nicht. Wenn man eine solche erbettelte Mahlzeit hinter sich hat, wünscht man nur das eine, nie wieder um ein Essen betteln gehen zu müssen.

Soll ich noch von anderen Kleinigkeiten berichten, die für uns grosse Bedeutung haben? Coiffeure, die viel Arbeiterkundschaft haben oder antifaschistisch gesinnt sind, geben der Roten Hilfe Gutscheine zum Haarschneiden. Ist der Haarschopf wild genug, so traut man sich allmählich, den «Antrag auf einen Gratis-Haarschneideschein» an die Rote

Hilfe zu stellen. Es hat schon bis zu einem Vierteljahr gedauert, bis ich nach einem solchen Antrag einen Schein erhielt. Das kostet tausend Laufereien durch die entgegengesetztesten Stadtkreise des sonst, ach, so schönen Zürichs.

Dasselbe Theater wiederholt sich bei der Besorgung von Scheinen für die allerkleinste, aber notwendige Schuhreparatur. Und vielleicht rinnt unterdessen aus den anderen, schon völlig ausgetragenen Ersatzschuhen, die man « geschenkt » bekam, das Wasser ein und aus. Die Reparatur der Schuhe aber dauert einschliesslich der Besorgung des Reparaturscheines von der Roten Hilfe vier, sechs, acht Wochen und länger. Ich selbst wartete schon, trotz unzähliger Rennereien, einmal volle neun Wochen auf ein Paar Schuhsohlen. Kein Mensch vermag sich vorzustellen, wie solche Kleinigkeiten einen Menschen aufzureiben vermögen.

Viele von uns zerbrechen, die meisten sogar, wenn sie es auch vor sich selbst und vor den andern fast nie eingestehen. Am besten halten sich die Gleichgültigen, die nicht weiter über sich nachdenken. Ihnen ist einfach alles Wurst und schnuppe. Manche werden erst recht hartschädlich: sie rebellieren gegen alles, um sich dann doch wieder geschlagen zu geben. Fast alle, bis auf wenige « Stolze », demoralisieren in kürzester Zeit. Das erzwungene Bettelleben lässt in ihnen alle typischen Eigenschaften des Ganoven zum Vorschein kommen: sie betteln aus Prinzip. Welch furchtbarer Wandel bei Menschen, die einst stolze Kampfnaturen waren!

Das Leben der Emigranten untereinander? Hier und da gibt es Freundschaften, Schicksalsgemeinschaften. Stammt man aus demselben Bezirk Deutschlands, so sind die Bindungen manchmal nähere. Sie dauern bis man hoch geht. Dennoch muss grundsätzlich gesagt werden, dass jahrelange Abhängigkeit und Drangsal die Gemeinschaft unter den Leidensgenossen nicht festigt. Not macht asozial. Häufig ist es so, dass sich jeder Emigrant berufen fühlt, jeden andern zu bespitzeln.

Du hast ein paar bessere Hosen? Sieh dich vor, dass du nicht in den Verdacht gerätst, Gestapoagent zu sein! Frau Fama geht um. Gerüchte schwirren und werden nur allzu gern weitergetragen. . .

Die politische Tätigkeit

Die Jahre der Emigration formen fast jeden dieser Gehetzten zu etwas um, das nur noch eine Karikatur seiner selbst ist. Individuelle Stärke vermag fast immer nur den Lauf der Dinge zu verzögern, nicht ihn grundsätzlich aufzuhalten. Dennoch gibt es keinen « illegalen Emigrantentyp ». Da entscheidet die Veranlagung des einzelnen. Am typischsten ist jener Emigrant, der seine innere Haltlosigkeit und Verzweiflung hinter einer undurchdringlichen, sonderbar starren und dennoch so haltlosen politischen Kruste verbirgt. Das ist jener Typ, den der Zwang der Verhältnisse nun erst recht in die Politik treibt. Er betreibt sie nicht aus Überzeugung und aus Leidenschaft, sondern als Maschine. Er liest Artikel, Thesen, Resolutionen, Broschüren, debattiert mit den Leidensgenossen und plappert oft unverdaute Formulierungen sinnlos nach. Die Broschüre in der Brusttasche — das ist sein Kennzeichen. Fritz Brupbacher, der revolutionäre Zürcher Arzt, erzählt in seinen Erinnerungen von einem russischen Emigranten, den man « Genosse Broschürowitsch » nannte. Es gibt manchen « Genossen Broschürowitsch » in der deutschen Emigration. Damit komme ich zu einem weiteren Abschnitt: zur sogenannten « illegalen Tätigkeit » der Emigranten.

Nein, es werden keine Bomben fabriziert und auch keine Attentatspläne ausgeheckt. Die Polemik gegen die Emigranten entbehrt wahrlich jeder Begründung.

Vor allem steht eines fest: die deutsche Emigration ist eine Massenemigration. Sie stellt nicht etwa den Generalstab einer kommenden deutschen Revolution dar, sondern besteht in ihrem Gros, das ja zusammen viele zehntausend

Menschen umfasst, keinesfalls aus einem aussergewöhnlich hochqualifizierten Menschenmaterial. Und so, wie die Nichtfaschisten Deutschlands hilf- und widerstandslos dem Triumphzug des Nationalsozialismus gegenüberstanden, so hilflos und klein ist noch immer ihre Politikasterei in der Emigration.

Es ist fast, als sollte sie der Emigrantenmasse lediglich einen gewissen Daseinszweck vorspiegeln. Da werden ein paar illegale Zeitungen und Zeitschriften in Miniaturformat oder getarnte Broschüren bei Bekannten vertrieben, um ein wenig zu den Druckkosten beizutragen. Und da werden sogenannte « Zellsitzungen » abgehalten, zu denen die Emigranten fünf bis sieben Mann in Privatwohnungen zusammenkommen — ihr einziger Zusammenhalt. Gewiss, diese « Zellsitzungen » sind — wie die Emigranten selbst ebenfalls — illegal. Die Polizei darf nichts davon wissen. Es gibt gar manches Haus und manche Privatwohnung an gar mancher Strasse Zürichs, denen man äusserlich nicht ansieht, dass hinter den Steinmauern etwas vor sich geht, was die Augen des Gesetzes zu scheuen hat. Würde man achtgeben, so würde man hier und da feststellen, dass binnen kurzer Zeit ein Mann, wieder ein Mann, noch zwei junge Leute und dann vielleicht noch zweimal je ein Mann ein Haus betreten. Scheu mustern sie die Umgebung, bevor sie die Haustür öffnen. Nach ein paar Stunden verlassen sie das Haus wieder in ebenso vielen Partien: die « Zellsitzung » der Emigranten ist beendet. Diesen Sitzungen unterschiebt eigentlich nur die Polizei und eine gewisse Presse etwas Gefährliches. Und vielleicht bildet sich auch noch ein Teil der Emigranten selbst ein, derartige Sitzungen seien der Anfang vom Ende der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.

Aber was geschieht bei diesen Sitzungen wirklich? Da werden ein paar Artikel aus politischen Tageszeitungen oder theoretischen Zeitschriften der verschiedensten Richtungen verlesen. Oder es wird ein Referat über eine aktuelle Frage ge-

halten, nicht anders, als was in Hunderten und Tausenden von Partei- und Gewerkschaftssitzungen und -versammlungen geschieht. Auch das Niveau der Diskussionen ist kaum ein hoffnungsvolleres... Ferner werden vielleicht noch Kurse über Themen abgehalten, wie « Dialektischer Materialismus », « Politische Ökonomie », « Geschichte der Arbeiterbewegung », die in ihren tieferen Zusammenhängen nur von relativ wenigen Kursteilnehmern völlig aufgenommen werden. Und dann wird in diesen Sitzungen vor allem sehr viel debattiert über mögliche und unmögliche Lösungen all der kleinen Lebensfragen der Emigranten. Solche Debatten tragen aber meist von vornherein den Stempel begreiflicher Resignation.

Die Spitze sämtlicher Emigrantenzellen in einer Stadt wie Zürich ist die Emigrantenkommission. Ihr Leiter wird vom Auslandszentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands eingesetzt. Die Mitglieder der Emi-Kommission — es sind jeweils zwei, drei bis vier Emigranten — haben meist jeder ein « Ressort » unter sich, zum Beispiel « Gegner », das heisst Überwachung der Emigranten, Spitzeleien; « Wirtschaftsfragen » usw. Jede sonstige politische Verbindung der Emigranten unter sich beruht auf den « Treffs » auf der Strasse.

Während sonst kaum irgendwo eine praktische politische Arbeit geleistet wird — alles vollzieht sich unter dem Motto: « Sie tun, als ob sie etwas täten... » — ist das einzige Ernstere, was getan wird, die sogenannte « Grenzarbeit », das heisst die Einrichtung von Stellen an der deutsch-schweizerischen Grenze, wo kleinere und grössere Mengen von Literatur, die in Deutschland verboten ist und auf deren Einfuhr die Verhängung der Todesstrafe möglich ist, ins Dritte Reich geschmuggelt wird. Aber von Einmischung der deutschen Emigration in die innenpolitischen Verhältnisse der Schweiz ist keine Rede. Es gibt wohl manchmal Versuche, die Schweizer Genossen und ihre Organisationen zu aktivisieren. Da-

bei handelt es sich aber zumeist um die Unterstützung besonderer Kampagnen gegen den nationalsozialistischen Terror. Sonst bleibt die Inanspruchnahme der Mitarbeit bei schweizerischen Organisationen immer nur ein Anlauf, der bald wieder steckenbleibt. Der Schweizer ist und bleibt eben Schweizer. Auch der allerinternationalistischste deutschschweizerische Kommunist redet nur allzu leicht von den « Säuschwaben », von denen er sich nichts sagen lässt.

Schliesslich müsste jede politische Arbeit der illegalen Emigranten schon unter ihrem Mangel an Kontinuität leiden. Eine « Zelle » kommt in ihrer jeweiligen Zusammensetzung oft nur ein einziges Mal zu einer Sitzung zusammen. Bis zum nächstenmal gehen eines oder mehrere Zellenmitglieder sicher hoch. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht Verhaftungen in den Reihen der Emigranten erfolgen. Jeder läuft einmal mit Sicherheit der Polizei in die Arme. Die illegale Emigration ist ein ewiges Kommen und — Gegangen-werden.

Menschen zwischen den Grenzen

Was geschieht mit uns, wenn man uns packt? Man stellt uns bei Nacht und Nebel an einen verschwiegene Grenzpfahl, meist nach Frankreich. Dieselbe Polizei, die uns hetzt und verfolgt, weil wir nicht anders als schwarz ins Land kommen konnten, schiebt uns nun ihrerseits schwarz über die Grenze. Wir werden bei der Verhaftung, bei den Vernehmungen und beim Schub nicht gerade mit Samtpfötchen angefasst. Ich selbst habe dieses Theater nicht weniger als viermal erlebt: einmal in Zürich, einmal in Basel, dann in Genf und schliesslich

wieder in Zürich . . . Immer wieder reiste ich schwarz in die Schweiz ein. Irgendwo müssen wir ja sein.

Mir passierte es zum Beispiel, dass ich — eben aus der Schweiz ohne einen Rappen Geld im Portemonnaie schwarz über die französische Grenze bei St. Louis gestellt — einem französischen Grenzbeamten in die Arme lief. Er verlangte Ausweispapiere von mir, worauf ich ihm offen erklärte, ich sei deutscher Emigrant und aus der Schweiz ausgewiesen worden. Der französische Beamte wies mich darauf an, schleunigst in die Schweiz zurückzukehren, da er mich sonst verhaften müsse. Er selbst geleitete mich wieder schwarz über die Grenze nach Basel, worauf ich nach kurzem in Basel erneut geschnappt wurde. Denn die Polizei nimmt ja bei unserer Festnahme Photos und Fingerabdrücke von uns, wie wenn wir Schwerverbrecher wären. Gar mancher von uns hat schon vier, fünf Landesgrenzen und mehr per Schub passiert.

Während ich die vorstehenden Aufzeichnungen über das Leben der illegalen Emigranten in Zürich und in der Schweiz mache, sitze ich in einer verbauten Mansarde in der Kronenburgerstrasse in Strassburg, wohin mich das Schicksal vor kurzem verschlug. Wieder in Zürich geschnappt, wurde mir der Boden Zürichs und der Schweiz, in der ich trotz des Gehetztseins schon etwas wie meine zweite Heimat sah, zu heiss.

Auch Frankreich duldet mich nicht offiziell. Schwarz überschritt ich seine Grenze. Schwarz weile ich in Strassburgs Mauern. Ich darf nicht hier sein. Die Polizei verbietet es. Aber anderswo darf ich auch nicht sein. Überall verbietet mir die Polizei das Dasein, die Existenz, das Leben. Denn ich bin — ein deutscher Emigrant . . .